

Die Stadt.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Nicolaus Krauß.

Sie waren auf der schönen, breiten Straße, an dem neuen Friedhofe vorbei, bis in die Nähe der „Pestfäule“ gekommen. Da faßte Lene ihren Bruder an der Hand, setzte sich drüben in das Gras der Straßengraben-Böschung und zog ihn neben sich nieder.

„Jetzt sag' mir einmal, Max, was ist denn mit Dir? Den ganzen Tag hast kaum einmal den Mund aufgemacht und da höchstens Ja oder Nein g'sagt! ... Fehlt Dir was? ...“
Er riß einen Grassalm ab und betrachtete ihn aufmerksam.

„Mir?“

„Ja, Dir! ... Hast denn's Reden ganz und gar verlernt?“

„Warum?“

Sie faßte ihn an der Schulter.

„Weißt D', jetzt werd' ich bösl! ... Da' D' was auf'm Herzen hast, hab' ich Dir ja gleich ang'sehen, wie Du zur Thür reinkommen bist. Ich kenn' Dich doch, Brüderl! ... Jetzt red', oder ich geh! ...“

Er zögerte und sah sie von der Seite an.

„Die Eva-Katthl!“

„Ist sie krank?“

Ein halbes Lachen kam über seine Lippen.

„Die und marod!“

Er bewegte unschlüssig die Hand.

„Ich kann nichts vertragen ... und komm' mir alle heiligen Zeiten ins Wirtshaus ... Seit ich im Gemeindevorstand bin, muß ich doch manchmal hin ... Da krieg' ich nichts zu essen ... der Magen verträgt das saure Brot nimmer recht ... wenn ich heimkomm', und sie brummt und schimpft ... und die Kinder werden doch schon groß und fassen alles auf ... und am andern Tag bin ich wie zer schlagen ... Ich kann mich doch net rein tot arbeiten! ...“

„So schimpf' doch wieder! ... Laß' Dir im Wirtshaus eine Wurst geben oder eine Suppen aufbrennen, wenn sie Dir nichts kochen will ...“

„Du hast leicht reden! ... Draußen essen kost' Geld ... und wenn ich auch was sagen will, mit'm Reden komm' ich ihr doch net nach ...“

„Bist halt immer noch der alte Max und wirst es bleiben ... Was hab' ich Dir g'sagt, wie Du's erstmal nach Konradsreuth hinaufkommen bist und klagt hast? ... Beim Aufschneiden des ersten Brotlaibs zieht man die Weiber. Verstehst man's, dann wird manche störrischer, als eine alte Kuh ... Du hast es halt verlesen, Brüderl, und mußt schon selber aufessen, was Du Dir eingebracht hast ... Wenigstens hat sie Geld g'habt!“

„Das hat sie gleich fest machen lassen ...“

„Wenn Du damit einverstanden warst, kannst D' Dich net beklagen ...“

Er wandte sich plötzlich seiner Schwester zu und fragte:

„Wer war der Förster heut?“

Sie wußte nicht recht, wo hinaus er wollte, sagte aber:

„Der Förster von Reuberg ... Er war bei uns Adjunkt gewesen.“

„Hat er was g'wollt?“

Sie sah ihn lächelnd an.

„Du bist ja neugierig, Max! ... Von der Seiten hab' ich Dich ja gar noch net kennen g'lernt! ... Aber wenn Du's durchaus wissen willst — einen Antrag hat er mir g'macht! ...“

„Und hast D'? ...“

Sie sah seine aufgerissenen Augen. Er kam ihr beinahe lächerlich vor.

„Nein, hab' ich nicht ... Kömmt' mir einfallen!“

Er atmete auf.

„Dann brauchst Du also auch Dein Geld no net? ...“

Ich wollt' Dich schon z' Mittag fragen ...“

Jetzt wußte Lene, wie sie dran war.

„Jeslas, Ihr Bauern! ... So was Verdrucks und Teiges! ... Na, jetzt weiß ich ja gleich, weshalb Du heut'

hereinkommen bist, und was Dir im Kopf 'rumgeht! ... Ich brauch' kein Geld! ... Sie haben mir die Pension aufbessert, und das andre verdien' ich mir ...“

Sie sah sinnend vor sich hin.

„Wenn Du mir mein Erbeil damals herausgegeben hättest, wie ich heiraten wollte ...“

Energisch schüttelte sie den Kopf.

„Nein, es war doch gut so! ... Ich wär' gerad' so ein Krantzer geworden, wie Ihr ... Ist ein Leben! ... Aber Ihr seid selbst schuld. Der Frisch am Bühl ist auch ein Bauer, aber ein ganz andrer Kerl! ...“

„Der ist ein „Gro. er“, hat Geld und Dienstdoten, so viel er will ... Wir müssen uns allein plagen ...“

„Und sind und bleiben duman ... Er hat Verstand und Unternehmungsgeist ... Zu was brauchst Du dem das Geld?“

„Wir möchten bauen ... Mit der alten Hütten ist's schon zu arg. Und der Große, wenn er heiraten will, kriegt doch gleich eine andre Braut, wenn der Hof was gleich sieht ...“

Lene lächelte trübe.

„Schlau, schlau seit Ihr schon, wenn's um die Kreuzer geht ... Also meinewegen! ... Das Geld kann stehen bleiben. Aber mit den Zinsen bleibt's auch beim alten ...“

„Sie hat g'sagt ... die Sparfasse verlange weniger ... Aber das Umschreiben ... Wenn's net anders geht ...“

Er faßte ihre Hand.

„Alsdann eing'schlagen! ... Jetzt muß ich aber gehen, wenn ich noch vor Nacht heimkommen will ...“

Sie schied. Lene sah ihm nach, wie er die Straße dahintrollte, leicht und mit den Händen und Armen gestüwie einer, der seine Absicht erreicht hat.

Sie wandte sich der Stadt zu. Hinter dem Bahnübergange blieb sie stehen.

Unter ihr das breite Band der Eger, Sanct Jobof, das ganz verräucherte Armenhaus, eine rote Fabrikfesse, die sich aus einem buschigen Baumgarten hob. Rechts drüben auf der Höhe der Döllhof. Quer durch den Mittelgrund der Stadtduft. Durch die hohen Bogen schimmerten die weißen Gärtnerhäuschen des Angers. Wie ein Riesenwahrzeichen standen die beiden Türme der Nicolakirche über dem Eisenbahndamm. Vom Bruchthor her drang ab und zu das Brummen der Drehorgeln, auf dem Bahnhofe pusteten und pfliffen die Verschlebmashinen.

Um die schwarze Stadt sammelte sich fahler Rauch, Wasserdunst vom Flusse; dahinter stieg die grüne Mauer des Waldes empor. Kleine, rote Wolken standen über Sanct Anna, sonst war der Himmel klar wie eine blaue Gasglocke.

Von der Stadt her kam ein Trupp junger Knechte. Sie hatten ihre Pratswürste drin, ein paar Maas Bier drauf gesetzt, jetzt zogen sie vergnügt heimwärts. Fast die ganze Straßenbreite nahmen sie für sich in Anspruch. Einer hatte eine Mundharmonika und spielte einen flotten „Supf-auf“. Und einer nach dem andern that einen Sprung, so hoch er konnte, und ließ einen Zuschauer los, daß der Fall von dem Bahndamm wiederkehrte.

VII.

Es war zwei Tage nach Vincenzi.

Nach dem Mittagessen hatte sich Lene mit ihrem Nähkorbe im großen Zimmer festgesetzt und Fritz zugehört, der am Flügel übte. Der war dann gegangen, um mit seinem Jögling einen Spaziergang zu machen.

Da hatte sie ihren Stuhl ans offene Fenster gerückt — der Tag war heiß, wie nur einer im Hochsommer — und war mählich ins Träumen gekommen. Ab und zu tauchten noch die neckischen Tonfolgen von Webers „Aufforderung zum Tanz“ in ihrem Gedächtnisse auf. Aber die fremdlichen Bilder und Vorstellungen wichen mehr und mehr. Drüben, am Ende eines finsternen Gäßchens, wucherten die dunklen Massen des alten Schlosses, kleine, alte Häuser schmiegen und duckten sich im Halbkreise wie Schutzlebende. Alten Krüppeln güdchen sie, die nicht sterben wollen, trotzdem ihnen das Leben weder gutes noch schönes mehr zu bieten vermag. Das war Verfall, Verkommen. Die Sonne stand hoch, und unter ihren grellen Strahlen erschien die Armut noch häßlicher.

Eine melancholische Stimmung ergriff Lene, und sie wuchs, so sehr sie sich auch dagegen zu sträuben versuchte.

Zum erstenmal kam ihr der Gedanke, ob sie denn auch gut gethan, daß sie nach dem Tode ihres Mannes in die Stadt gezogen. Bisher hatte sie im Drang der Arbeit nie Zeit gefunden, mit sich Zwiesprache zu halten. Kam einmal solche Anwandlungen, dann hatte sie mit Absicht noch mehr auf sich genommen, als sie eigentlich mußte; die Zeit, die alles heilt, würde ja auch ihr Linderung bringen.

Mit dem Einsetzen der Ferien hatte die Arbeit sich sehr verringert. Lene nähte und strickte, unterhielt sich mit Fritz über seine Zukunft, aber es kamen doch Augenblicke, Stunden, wo sie sich sagen mußte: Zu was bist Du denn auf der Welt, wenn Du nicht einmal im Stande bist, Dich nützlich zu beschäftigen?

Besuch kam wenig. Das Annerl war während der Ferien bei ihren Eltern, Krämerleuten in Wildstein, der alten Berger mußte ihre Tochter jeden Verkehr „mit oben“ verboten haben. Selbst die Lise ließ sich ganze Wochen lang nicht sehen. Sie half erst da und dort bei der Ernte, dann bei dem Brauer, der sie sonst jeden Nachmittag beschäftigte, beim Hopfenpflücken. Stieg sie einmal herauf, dann ächzte und klagte sie: Sie müsse sich doch etwas gethan haben, im Leib sei es ihr so komisch, es würde am besten sein, wenn sie sich legte. Am Vincenzitag, als die Gäste sich entfernt hatten, war sie in der Küche beinahe umgefallen. Und sie hatte doch nur einige Handreichungen gethan.

Einige Bekannte vom Lande hatten Lene eingeladen. Sie lehnte danach, einmal aus dem Glutofen, den man Stadt nannte, herauszukommen; aber nachdem sie sich die Sache überlegt, blieb sie doch zu Hause. Die sie einluden, hatten Studenten bei ihr, oder wollten Söhne zu ihr bringen. Das hätte ja ausgesehen wie eine Abfütterung! Gruber hatte so etwas nie gethan; und so ließ auch sie es bleiben.

Mit Mühlesen war der Zusammenhang verloren gegangen. Der Onkel und die Tante, die sie erzogen hatten, waren gestorben, eine Freundin hatte sie als elternloses Kind, das wie ein Tier stets auf der Flucht war, nie gehabt. Oft schalt sich Lene selbst, daß sie sich so schwer an andere angeschlossen. Aber ihr Leben hatte sich so gestaltet, daß sie immer einsam war. Und wenn sie es sich recht überlegte, war sie eigentlich nie unglücklich darüber gewesen. Sie wußte, was sie sich zutrauen konnte.

Woher also mit einem Male dieses Bängliche, dieses Unbehagen? Ihr Blut rollte doch mit der alten Frische und Kraft durch die Adern! Sie war gesund und schaffenslustig!...

Vielleicht war es gerade das.

Schaffen, arbeiten, aber für wen? Jetzt machte es ihr noch Freude, und ihre Arme waren stark. Aber wenn das Alter kam? Der schwarze Steinhäuser da drüben war auch einmal eine feste Burg und ein so schönes Gebäude gewesen, daß ein Kaiser darin Hochzeit halten konnte!...

(Fortsetzung folgt.)

Zungen.

Von Dorothea Goebeler.

Nach Eins wurde es auf dem Hof mit einem Mal lebendig. Es war, als hätte sich das ganze Luergebäude verabredet, ausgerechnet in dieser Stunde, irgend welche Hofarbeit zu verrichten. Zuerst kam die Steinseherfrau mit ihrem Teppich. Sie hatte ihn zwar erst vor zwei Tagen gebürstet, sie war aber offenbar für Neulichkeit. Mit rührender Gründlichkeit bearbeitete sie Strich auf Strich. Die lange Hoffmann folgte ihr auf dem Fuß. Sie trug einen Mantel über'm Arm und in der Hand ebenfalls Klopfer und Bürste. Sie setzte sich auf den Haarloz und wartete.

Die Schlosserfrau brachte ihren Ascheimer und wusch ihn unter dem Brunnen, und so kam noch die eine und die andere und wollte Holz hauen oder sonst etwas. Eine große schlante Blondine setzte sich auf den Müllkasten in die Sonne und schaukelte ihr Wickelkind. Es sah wirklich aus wie ein Pendervous. Das schien es aber doch nicht zu sein. Man sprach wenigstens von sehr allgemeinen Dingen, vom Wetter und vom teuren Fleisch, und daß man eigentlich gar keine Zeit hätte, und mir so ganz nebenbei fragte auf einmal die mit dem Kinde: „Is denn die Müllern schon zu Haus?“

Drei, vier Stimmen antworteten unisono: „Jh wo, man jetzt noch nicht!“ „Der Termin fangt erst Ihre Elfe an.“ „Wenn das man um Fünfe zu Ende is.“

„Na machen Se man nich solvat, 's is doch bloß 'ne Injurie.“ „Aber wat for eene! Ob se verdonnert wird?“

„Da können Se Zist druf nehmen, Hoffmann, die muß sitzen oder bleichen!“

„Dett wär so recht, det olle Schandmaul, 'n armet Mädchen so zu beleidigen. Und wo die Klingnern so'n anständjet Mädchen is.“

„Die denkt, weil se'n Bürschtenbinder zum Mann hat, kann se sich wat rausnehmen.“

„Na wissen Se, und die müßte doch ganz stille sein. Wei ihre Geräumst überhaupt!“

Die Blondine schlug die Augen gen Himmel.

„Jd denke, se is aus 'ne Trostbestelle?“

„Jh Gott bewahre, bloß aus'n ollen Lanzbums und ooch nur 'n anjennommet Kind.“

„Was hat se denn eigentlich jesagt?“ fragte die Schlosserfrau in das allgemeine Stimmengesurr hinein. „Jd bin doch man erst herjezogen.“

„Jemeinheiten hat se jesagt,“ schrie die lange Hoffmann. „De Klingner is übern Hof gegangen und oben luidt de Müllern aus't Fenster, und de Lehmann kloppt Teppiche, und dann schreit de Müllern de Lehmann zu, 's wär nich mehr reene in's Haus, 's wär 'n Mädchen mit'n Liebsten hier und dett machten alle Labennächens so und hielten sich einen.“

„Nu hör doch Gener, sone Zistzunge!“

„Die wer'n se ihr in Moabit schon kloppen.“

„Dat'n de Klingner 'n Zeugen?“

„Ihre kleine Schwester hat's jehört.“

„Dett hat ooch sonst noch mancher gehört,“ sagte die Schlosserfrau mit einem Blick auf die Blondine. Die schaukelte jedoch ihr Wickelkind und sagte gleichmütig: „De Lehmann muß et doch zuerst jehört haben. Und überhaupt de Klingern, na, wissen Se!“

„Na, wissen Se? Wollen Sie wat über de Klingern wissen?“ Die Hoffmann sah sie herausfordernd an.

„Jd hab' doch nicht jesagt!“ Die Blonde that unschuldig, „id sag' mir, de Lehmann muß et bezejien können.“

„Die Lehmann?“ schrie die Schlosserfrau, „die krant doch mit de Müllern zusammen,“ die sagt, se heept Haase und weep von nisch.“

„Na, passen Se auf,“ meinte die Hoffmann, „der olle schwarze Satan kommt frei.“

„Dett wär 'ne Affenschandel! Wo se allens verhegt und verflatscht und det Schilanzieren im Haus.“

„Det hat se schon als Mädchen so gemacht,“ erzählte die Blonde. „Na, wissen Se, ich kenn se doch noch von de Schule her und mein Mann hat auch schon jesagt, nimm Dir bloß vor die Frau in acht. Aber dike thum mit'n Rosenhut und bei's Milchmädchen is se schon acht Mark schuldig.“

„Jd denke, Sie sind Ihre Freundin, Harnaden?“ fragte die Schlosserfrau mit einem Blick über die Achsel. Sie jehn doch immer mit se aus.“

„Stille!“ Die Hoffmann stieß sie in die Seite: „Jetzt kommt se.“

Vom Hauseingang her kam eine Frau in den Hof. Hochrot im Gesicht, die Lippen zusammengekniffen, bieserte sie auf den Seitenflügel zu. Nur ein halber Blick streifte die Frauen, er schien aber zu genügen. Die Müller drehte den Kopf, ihre schwarzen Stachaugen bohrten sich auf die Harnad, die einen Schritt vorgetreten war. Die Müller schoß auf sie los: „Du — dett is gut, dett id Dir treffe. Wat haste jesagt? Du hast ja gestern de Klingner gesagt, Du hast jehört, wat id jesagt habe, darum soll id fuszig Mark bezahlen? Dir wer' id dett besorgen.“

„Wat soll id gesagt haben?“ schrie die Blonde auf: „Nischt hab' id gesagt, dett is 'ne Lüge, dett id wat gesagt habe. Laß mir in Ruh!“ Sie war freidebleich geworden. Sie wandte sich um und wollte nach dem Hause, aber die Schlosserfrau trat ihr in den Weg und stemmte die Arme in die Seite: „Wat soll 'ne Lüge sein, Frau Harnaden? Trade haben Se's zu de Klingnern jesagt. Sie haben noch vilte mehr jesagt. Jd wer' Ihnen mal sagen, wat Sie jesagt haben. Alles haben Se jehört, haben Se jesagt. Die soll stille sein, haben Se jesagt, 'ne Kesselfüßersdochter is se man, aus de Lumben haben Se se rausjepellt! Und reine aus Inade und Barnherzigkeit! Und de junge Schule hat se nich anders jenannt wie Kohradis verlumpte Anna.“

„Und eben haben Se noch detselbe jesagt,“ rief eine Stimme aus dem Chor.

„Die bei ihre Herkunft, na wissen Se,“ äffte eine zweite.

„Das is ja jar nich wahr,“ schrie die Blonde meinerlich, „wie können Se denn so was sagen? Jh wer' mir mein Recht schon suchen.“ Sie zog die Schürze vors Gesicht und begann wirklich zu schluchzen.

Die Müller, die einen Augenblick sprachlos gestanden, fuhr indessen von neuem auf sie los: „Du, dett haste ihuen auch jesagt? Du, nu wer' id Dir mal wat sagen: und Du willst wat sagen und bist von de Treppe jefallen, Du mit Dein Siebenmonatskind? Wenn De nich 'ne reiche Schlächterdochter wärst, hätstje noch nich mal 'n Vater zu jekriegt.“

Ein gellendes Gelächter tönte aus der Munde.

„Dett is ja nich wahr,“ schrie die Blonde wieder.

„Jd sag's meinem Mann, id jeh auch vor's Gericht. Und de Hoffmann hat schon eben von Dir jesagt, Du bist'n Schandmaul und 'ne jiste Kröte.“

„Na so'ne Jemeinheit!“ rief die Schlosserfrau, „jetzt sagt se wieder, wat man so spricht.“

„Und sagt's noch jarz falsch,“ empörte sich eine andere.

„'n ollen schwarzen Satan haben se Dir jenannt!“ triumphirte die Blonde, „die da . . . die da . . . die hat's jesagt.“ Sie zeigte auf die Hoffmann. „Und Du willst mir schimpfieren!“

„Jh zeije se an,“ schrie die Müller, „id zeije se alle mit'nder an, id kann ooch jneinen Prozeß haben, Jrete, Du muß et mir

beziehen.“ Sie nahm die Blonde am Arm und zog sie nach dem Haus.

„Ja beziehe's Anna, id' beschwöre alles.“ Die Blonde war rasch verhöht. Sie warf einen höhnischen Blick auf die andren Frauen.

„Ja zieh se vor's Zerichte,“ schrie die Müller. „Sie sollen flechen, warten Se man, oder schwarzer Satan, jistige Kröte, dett kost' hundert Mart!“

„Flechen Se man erst für Ihre eignen Injurien“, rief die Hoffmann ihr nach. Aber die Müller lachte auf: „Fuzzig Mart sind es ja man, denken Se denn det is 'ne Strafe? Det soll ne Strafe sind? Wozu haben wir'n Männer, die uns Feld ranschleefen? Was Irete, dett bezahlen wir mit eene Hand!“ —

(Nachdruck verboten.)

Gold und Silber in Deutschland.

Kürzlich ging durch die Zeitungen die Nachricht, daß im Taunus Gold gefunden sei. In Schlesien, wo im Mittelalter und bis in die neuere Zeit hinein ein ziemlich ergiebiger Goldbergbau betrieben wurde, entdeckte man vor mehreren Jahren beim Bau der Bahnhofs-Greifenberg-Löwenberg zwischen den Ortshäusern Sämottzsch und Liebentzsch neue, früher nicht bekannte Goldlagerstätten. Auch im karisch-böhmischen Grenzgebirge stellte man ungefähr zu derselben Zeit das Vorkommen dieses edlen Metalls fest. Von den deutschen Flüssen führt vor allem der Rhein in seinem Sande Gold mit sich, und zwar in größerer Menge, als man wohl gewöhnlich annimmt. Daubrée berechnete, daß in der goldführenden Schicht zwischen Rheinau und Philippsburg, die 123 Kilometer lang, 4 Kilometer breit und 5 Meter tief ist, gegen 36 000 Kilogramm Gold liegen. Die Gesamtmenge des Goldes zwischen Basel und Mannheim schätzte er auf 52 000 Kilogramm im Werte von etwa 166 Millionen Frank. Au Goldgehalt kommt der Sand der Eder in Hessen etwa dem des Rheinfandes gleich.

Zwischen Basel und Mainz war das Vorkommen von Gold seit den ältesten Zeiten bekannt. Bereits im Jahre 667 verließ der Frankenkönig Pipin das Mainzer Kloster das Recht, Gold im Rhein zu waschen. Bergrat Hermann von Festsberg-Padisch meint in seinem jüngst veröffentlichten Buche „Vaufeine zur Geschichte des deutschen Bergbaues“, gewiß hätten sich bereits in den Zeiten des früheren Mittelalters Ströme von Auswanderern nach solchen Punkten ergossen, von denen her die Kunde von dem Vorhandensein dieses Edelmetalles gedrungen war. Derartige Punkte waren außer dem Rhein: die Eder bei Frankenberg, Fricklar-Altenharg und Felsberg; die Schwarzau im Fürstentum Schwarzburg; die Mulde bei Aldermann, Vorkau und Nochtitz; die Stabach bei Goldberg und Liegnitz; der Vober bei Löwenberg; die Ottawa im Böhmerwalde u. a. m. Auch im Erzgebirge gab es viele Goldwäschereien. Im Jahre 1530 waren im Schwarzburgischen noch an 20 Goldseifenwerke im Betriebe, die den Sand der Schwarzau verwuschen, und bei Felsberg in Schlesien wurde bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein Gold gewonnen.

Viel bedeutender aber war in Schlesien der Goldbergbau, besonders bei Goldberg. Die Ausbeute soll in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wöchentlich 120 Mark Gold (1 Mark = 233,8 Gramm) betragen haben. Obwohl nach dem Siege der Mongolen über Heinrich II. den Frommen bei Wahlstadt der Bergbau in jener Gegend zunächst aufhörte, waren im Jahre 1340 bei Goldberg doch bereits wieder 2500 Bergleute beschäftigt. In Reichenstein, wo Arsenik verarbeitet wurde, muß, schreibt Dr. Adelsberg Rössing in seiner „Geschichte der Metalle“, nach den Schlackenhalben zu schließen, der Bergbau in großartigem Umfange betrieben worden sein. Allmählich aber ging es damit abwärts, wohl deshalb, weil man nach der Entdeckung Amerikas in Bezug auf Goldgewinnung mit der neuen Welt nicht konkurrieren konnte und weil auch wohl die Grubenwässer nicht mehr zu bewältigen waren. Im 30jährigen Kriege scheint dann der einst so blühende Goldbergbau in Schlesien fast ganz zu Grunde gegangen zu sein.

Auch an andren Stellen in Deutschland fand man Gold, so zu Korbach, Goldkronach in Franken, Kottenheide im Voigtlande, Goldschal, Reichenmannsdorf und Steinheide in Thüringen; im 15. Jahrhundert wurde im Waldeschen am Eisenberge bei Goldhausen Goldbergbau betrieben. Georg Agricola erwähnt in seinem im Jahre 1550 erschienenen Werke „de re metallica“, daß die Markgrafen von Brandenburg aus dem Goldbergwerke zu Goldkronach wöchentlich für 1500 rheinische Goldgulden Gold erzielten. Die Becke „Güte Gottes“ am Petersberge im Schwarzwalde lieferte von 1576 bis 1630 etwa 1/2 Zentner fein Gold. In Böhmen, dem goldreichsten Lande des Mittelalters, gab es in früheren Jahrhunderten Goldwäschereien an der Elbe bei Pleß und an andren Orten, auch Goldbergwerke. Im Salzburgerischen wurde bei Gastein und Mauts Gold gewonnen, in den hohen Tauern seit uralter Zeit.

Die Entdeckung der Erzlagerstätte des Rammelsberges bei Goslar (zwischen 930 und 940), die noch heute Gold liefert, war ein epochenmachendes Ereignis in der Geschichte des deutschen Bergbaues, der sich von jenem Zeitpunkt an in dem gefestigten und zu den Arbeiten des Friedens erwachenden Deutschen Reiche schnell zu hoher Blüte entfaltete. Die Verarbeitung der Erze des Rammelsberges und die Gewinnung von Kupfer, Blei, Silber und Gold aus denselben stellte, schreibt v. Festsberg-Padisch, bereits erheblich hohe An-

forderungen, und das Bewußtsein, im Besiz der Geheimkunde zu sein, nämlich aus unscheinbarem Erze die edlen Metalle, Gold und Silber, zu scheiden, flößte den Altforerern ein stolzes Selbstgefühl ein.

Im Jahre 1136 fanden Salzfuhrlente in der Gegend von Freiberg im sächsischen Erzgebirge Silbererze. Bald wanderten dann Harzer Bergleute dorthin aus und gründeten den ältesten Teil Freibergs, nämlich die Sachsen- oder heutige Sächsstadt. Es dauerte nicht lange, bis 5000 Menschen in den neuen Silbergruben tätig waren; diese ergaben von 1529 bis 1630 nach Abzug des Zehnten 2 1/2 Millionen Thaler Reinertrag, eine für jene Zeit sehr bedeutende Summe. Im Jahre 1540 zählte die Stadt Freiberg schon gegen 33 000 Einwohner im Alter von über 11 Jahren, die männliche Bevölkerung war in ihrer weit überwiegenen Mehrheit beim Silberbergbau beschäftigt. Für die Wasserhebung bedurfte man im Jahre 1569 nicht weniger als 2110 Pferde und 250 Knechte. Die reichen Anbrüche bei Schneeberg verursachten im Jahre 1477 ein großes „Berggeschrei“, die dortigen Gruben sollen von 1471—1500 über 3200 Centner Silber geliefert haben. Die Annaberger Gruben, von denen im Jahre 1540 gegen 70 in Betrieb waren, ergaben in den ersten achtzig Jahren ihres Bestehens an Ausbeute angeblich für 2 1/2 Millionen Thaler Silber. Zu Joachimsthal waren im Jahre 1516 gegen 8000 Bergleute beschäftigt, in der daselbst im Jahre 1578 errichteten Münze wurden die ersten Thaler (Joachimsthaler) geprägt. In den dortigen Gruben soll von 1510—1534 für mehr als 2 1/2 Millionen Thaler Silber produziert sein. Ungeheuer reich war die Ausbeute der vom Hause Fugger in Erol betriebenen Bergwerke. Die Jahresproduktion wird auf 50 000 M. Feinsilber angegeben. —

Ernst Mariens.

Kleines feuilleton.

— Zug und offene Fenster. Ueber dies Thema plaudert Prof. Meidinger in den „Blättern für Volksgesundheitspflege“. Unser Behagen bei ruhendem Körper, besonders innerhalb unserer vier Wände, ist an eine bestimmte Temperatur geknüpft, die etwa zwischen 16 und 21 Grad Celsius (13 bis 17 Grad Reaumur) liegt. Junge Leute oder solche, die durch regelmäßigen Aufenthalt im Freien abgehärtet sind, fühlen sich bei der niederen Temperatur wohler, ältere, oder durch den Veris mehr aus Zimmer gekamte Personen bedürfen, namentlich wenn sie von magerem Körperbau sind, der höheren Wärmegrade. Durch Luftbewegung, die man im Freien als Wind, im Zimmer als Zug bezeichnet, wird die Wirkung ein und derselben Temperatur sehr verändert, da eine raschere Abkühlung der Haut nicht bloß an den unbedeckten, sondern auch an den bekleideten Körperteilen entsteht, soweit sie dem Luftstrom ausgesetzt sind. Die Luft erscheint dadurch kälter, als sie in Wirklichkeit ist. Wenn die Temperatur sonst über dem der Annehmlichkeit entsprechenden Punkt steht, so wirkt die verstärkte Abkühlung der Haut durch bewegte Luft wohltuend, weshalb die Damen zum Fächer greifen. Im Freien kann der Wind bis zur Erzeugung eines frostigen Gefühls auf den Körper einwirken, ohne der Gesundheit zu schaden, so lange der Körper in Bewegung ist. Eine gesundheitliche Schädigung tritt erst ein bei Zug innerhalb des Zimmers, wenn sich der Körper in Ruhe befindet. Die sich einseitig fortsetzende Abkühlung der Haut kann, auch wenn die Temperatur sonst normal ist, zu Erkältung, zu Schnupfen, Husten und weiterhin sogar zu rheumatischen Beschwerden und zu Gelenkrheumatismus führen. Dies ist bei jungen Leuten selbstverständlich seltener als bei älteren; darum aber sollte jeder sorgfältig darauf acht geben, wenn er die Altersgrenze überschritten hat, die ihn für Zug und die daraus entstehenden Folgen empfindlich werden läßt. Das offene Fenster spielt in der Wohnung, übrigens auch in andren Räumen zum vorübergehenden Aufenthalt, wie in den Eisenbahnen, eine große Rolle. Viele Leute meinen, es sei für ihre Gesundheit erforderlich, das Fenster des Schlafzimmers während des ganzen Jahres offen zu haben. Die Folge davon ist, daß die Schlafkammern an heißen Sommertagen unangenehm warm, im Winter unbehaglich kalt sind. Das Öffnen der Fenster wird für die Schlafzimmer auch zur Nachtzeit empfohlen. Wer vor Jugend an daran gewöhnt ist, mag sich auch in höherem Alter dabei wohlfühlen; wer aber später damit beginnt, holt sich dadurch gewöhnlich eine Erkältung. Es ist durchaus möglich, daß jemand ohne Schaden im Freien schlafen, aber ein offenes Fenster im Schlafzimmer nicht vertragen kann. Im allgemeinen könnte man wohl als Regel aufstellen, daß sich niemand ohne allmählichen Uebergang zu einer früher nicht gekamten Gewohnheit beharren lassen sollte. Besondere Fanatiker des offenen Fensters pflegen die Engländer zu sein, die auf der Eisenbahn und in Pensionen oftmals mit den übrigen Anwesenden in Streit kommen, weil sie sich den Vorzug des geöffneten Fensters nicht nehmen lassen wollen. Es giebt aber auch unter uns Deutschen zuweilen solche Fanatiker der Lüftung, nur daß sie in der Regel den Vorstellungen andres Fühlender am dritten Ort eher zugänglich sind. Für dieses Jahr ist die Zeit freilich vorbei, aber es kam doch noch darauf hingewiesen werden, daß im heißen Sommer das Öffnen der Fenster ganz unfein ist, wenn die Temperatur draußen vielleicht um 3 bis 5 Grad höher ist als im Zimmer. Wer es noch nicht wissen sollte, mag es sich gesagt sein lassen, daß im Sommer die Fenster nur zur Nachtzeit oder zur

späten Abendstunde geöffnet werden dürfen und des Morgens bald nach Aufgang der Sonne geschlossen werden sollten. —

ck. **Alpengarten auf den Vogesen.** Der Alpengarten auf dem Esslinger Belchen, dessen Einrichtung in das Jahr 1894 zurückreicht, genießt vorzüglich. Der Versuch, Pflanzen der Schweizer Berge auf diesem Gipfel der Vogesen zu acclimatistieren, ist vollkommen gelungen. Im Anfang begnügte man sich damit, auf dem Gipfel des Belchen einige schon entwickelte Pflanzen, die man für kräftig genug hielt, das Klima in dieser Höhe zu ertragen, anzupflanzen. Leider zerstörten die hier weidenden Herden häufig viele Pflanzen. Deshalb richtete man ein Gebiet von 4 Ar als Garten ein und umschloß es an einer Seite mit einem hohen Gitter aus sehr dicht gesetzten und fest verbundenen Tannen und an der andern mit einer Mauer aus trocknen Steinen, so daß auch Schutz vor dem heftigen Wind, der ständig auf der Höhe weht, gewährt war. Außerdem schützten einige Räume innerhalb der Einrichtung die Pflanzen während des Sommers gegen die Sonnenhitze. Die Pflanzen gedeihen in dieser Höhe von 1150 Meter, nicht weit vom Hotel auf dem Belchen, sehr gut, und mehrere Arten blühen regelmäßig in jedem Jahr. Man hofft auch, demnächst hier mehrere Arten von Vogespflanzen, die auszusterben drohen, anzupflanzen und wieder zu verbreiten. Die etwa 100 Arten Alpengpflanzen sollten bald vermehrt werden. —

Musik.

Dem „Central-Theater“ haben wir mehrmals nachgerühmt, daß es eine wirkliche Centralstelle für die Pflege der Operette sein könnte, und daß es dieser Fähigkeit zum Teil auch wirklich gerecht wird. Allerdings sinkt es, namentlich in der Wahl seiner Stücke, manchmal auf das Gebiet der — sagen wir: Ueberpöffe herab. Am auffallendsten wurde dies im heurigen Sommer, als seine Leitung von der Generalintendantz der Königl. den „Stroll“ pachtete. Es ist, als ob die Verklärung mit dieser Großfirma auch schon einen Schritt nach abwärts in der Kunst bedeutete. Oder wollte sich Direktor Ferenczy den Spas machen und das Warten der Generalintendantz satirisieren? Was er bisher dort an Neuem brachte, war selbst nach dem Maßstab, den man heute an Operetten zu legen pflegt, minderwertig; und was er gar jetzt zuletzt brachte, war nicht einmal des Ueberpöffenmannens wert. Vorgefieri, Montag, wurde uns also eine neue Operette beschert: „Die ledige Frau“. Text von Josef Siegmund und Jul. Wilhelm, Musik von Richard Halker, also anscheinend von noch wenig bekannten Interehmern. Ursprungsort wahrscheinlich Wien, die einst so reiche Operettenstadt, der es wahrlich zu gönnen wäre, wenn sie ihren Reichthum wieder fände.

Der Inhalt des Stückes ist so bekannt wie möglich. Es findet sich die typische internationale Operettengesellschaft zusammen, aus Amerika, Paris, Wien und Rußland. Eine zur Sängerin gewordene russische Gräfin spielt aus dem und dem Grund die Gattin eines französischen Ingenieurs; die ganze Gesellschaft reist sozusagen einander nach, über ein russisches Grenzdorf und nach Petersburg, wo sich dann am Hof alle Verwickelungen zur obligaten Zufriedenheit lösen. Die mehrfachen Anläufe zu einem künstlerischen Werk, die wir in den letzten Jahren an manchen Operetten schlechtweg rühmen konnten, und an einigen wenigstens bei Aufgebot aller Gutmüthigkeit gerade noch spürten, beschwerten hier das Publikum nicht im mindesten. Obgleich diesmal kein Gjel, sondern nur Pferde auf der Bühne erschienen, gab's doch genug Gelächter über einen polnischen Juden usw., und großen Trubel bei den Ausschüssen. Wenn man erwägt, welche Gleichgültigkeit oder selbst Feindseligkeit sich das Publikum gegenüber andren, wirklich wertvollen dramatischen Werken leistet; und wenn man daran zurückdenkt, welche peinliche Kritik man selber gegen Schöpfungen eines Strauß, Schillings, Pfitzner anwendet: dann kann man über einen solchen Mißbrauch des der Oper und Operette gewidmeten Bodens und des zu etwas Tüchtigem berufenen Personals nicht scharf genug urtheilen.

Die paar Musiknummern, die den Gang der „Handlung“ unterbrechen, bringen uns gerade so viel, wie jemand, der das Komponieren und die Operettenmache gelernt hat, bringen kann. Gerade noch ein den 2. Akt eröffnendes „Spiel-Terzett“ ist so weit geschickt gemacht, daß man es als „nicht übel“ bezeichnen darf; andres, das etwa auffällt, wie der Refrain des Liebesliedes im ersten und ein „Ich bin einer ominösen und höchst mysteriösen und wahrscheinlich gar offiziösen Sache auf der Spur“ im zweiten Akt findet man in Tingeltangeln ebenso gut, das Tanz-Terzett im zweiten Akt wohl besser. Auffallend ist noch, daß aus dem uns vorliegenden Textbuch nicht wenig gestrichen war; und trotzdem dauerte das Zeug weiß der Himmel wie lang! Für den zweiten Akt war eine Ballett-Einlage angesetzt. Sie kam nicht und erschien vielleicht im dritten. Daß der Zwangshörer nicht mehr im stande war, auch noch diesen anzuhören, wird man ihm hoffentlich nicht als Spasverderberei anrechnen.

Die einzige Entschädigung boten das Spiel und der Vortrag der meisten Darstellenden. Abgesehen von den oft genug auseinandergesetzten Minderwertigkeiten der Gesangstechnik kann man mit der Truppe des Central-Theaters zufrieden sein. Diese Künstler besitzen großenteils eine ausdrucksvolle Betonung; anscheinend wirkt der Herr Direktor selber als Vortragsmeister.

Daß wir die bekannten Namen nicht wiederum nennen, soll keine Beeinträchtigung ihrer Verdienste sein. Wer sich für mannigfache Stimmenklänge, selbst im Sprechton, interessiert, kann da bei einigermassen beachteten Ansprüchen manches Hübsche hören. Und einen solchen hätten wir auch gern dabei gehabt, als wir am Sonntag einer ganz andersartigen Produktion beiwohnten. Es handelte sich da um neue „Schöneberger Unterhaltungsabende“, die in der Aula des dortigen Reformgymnasiums jeden zweiten und vierten Sonntag stattfinden. Nachdem wir den ersten Abend wegen einer Kollision veräumt, zeigte uns der zweite, daß da etwas versucht ist, dem mehr Beachtung als die bisherige zu wünschen wäre. Es handelte sich diesmal um einen Schiller-Abend, mit einigen Gesangs- und mehreren Sprechvorträgen. Herr Harzen-Müller sang, Frau Alwine Wiede und Herr Matthias von Erberg recitierten. Der Letztgenannte hat, seit wir ihn zuerst hörten, in der Sprechtechnik entschiedene Fortschritte gemacht; er verfügt insbesondere über einen Reichthum von Stimmsfarben. Nur daß ihm diese Technik lediglich Mittel zum künstlerischen Wirken sei, den Eindruck konnte man nicht eben mitnehmen. Welt mehr gilt dies von Frau Wiede, die hirtwieder lange nicht über so viel Farben verfügt wie jener und ein episches Stück sogar ziemlich eintönig vorlas. Allein ihre Wiedergabe der Hauptrolle aus „Maria Stuart“ war eine schöne und belehrende Leistung. Derartiges hört man gerne und empfindet es auch allen gerne, die unter einfachen Verhältnissen wenigstens etwas von künstlerischer Erhebung haben wollen. Es wäre schade, wenn Herrn Harzen-Müllers Bemühungen nicht mehr Beacht als neulich erzielt. Vielleicht geht es günstiger, wenn sich Bildungsvereine finden, die derlei fördern. Das Streben nach Volksunterhaltung, unterstützt durch eine ihr eigens gewidmete Zeitschrift, ist jetzt in so gutem Zug, daß sich ein Mithelfen lohnt. — sz.

Humoristisches.

— Ihre Auffassung. Rosa: „Du, Theres, da steht „Gütet Euch vor den Schänen, die Kost und Motten fressen!“ Theres: „Gott sei Dank, meiner ist nur G'selchtes!“ (Geräuchertes). —

— Leipziger Etymologie. „Sagen Sie einmal, warum heißt denn das Gäßchen hier das „Barfußgäßchen“?“ „Nun, das is doch ganz eesach, weil's am nur e baar Fuß breit is.“ —

— Ein angenehmer Chef. Comptoirist: „Sehn Sie nur, Herr Prinzipal, wie freumblich die Sonne zu uns hereinkommt!“ Prinzipal: „Erstens laßt sie nicht zu uns, sondern zu mir herein, und zweitens machn Se die Jalousie zu, ich duld' keine Heiterkeit im Comptoir!“ — („Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— „Auf Sterhobe“, ein neues Drama von Björnson, wird noch in dieser Saison im Deutschen Theater in Scene gehen. — Und das Berliner Theater, das Björnson gepachtet zu haben schien? ...

— Die erste Nobilität des Münchener Ensembles im Belle-Alliance-Theater wird Venno Raucheneggers Gesangsposse „Anno 48“ sein. —

— Das Intime Theater bringt an seinem nächsten Nobilitätenabend (4. Oktober) folgende Einakter zur Aufführung: „Ein Selbstmörder wird gesucht“, Posse von Pierre Weber und L. Abrie, „Der gemütliche Kommissär“ von G. Courteline und „Frau Denise“ von Ludwig Fernand, Musik von Leo Fall. —

— Das Hamburger Stadt-Theater hat „Im Bunde der Dritte“, ein Lustspiel von Morj Towska, zur Aufführung angenommen.

— Sudermanns Drama „Johannes“, dessen Aufführung am Burg-Theater von der Wiener Censur verboten war, ist jetzt freigegeben worden. Das Stück wird nun im Wiener Stadt-Theater aufgeführt werden. —

e. Hartlebens „Noienmontag“ hat in Mailand (Aufführung im Olympia-Theater) nicht gefallen. —

— Eine sonderbare Nachricht bringt die „Wiener Zeit“ aus Brüssel: Der socialistische Senator Edmond Picard hat ein antisemitisches Stück verfaßt, das nächstens im Parktheater zur Aufführung gelangt. —

— Das erste Philharmonische Konzert findet unter Niksch's Leitung am 13. Oktober statt. Zum Vortrag gelangen: Berlioz: Ouverture Benvenuto-Cellini; Tschailowski: Suite Nr. 1 D-moll; Saint-Saëns: Klavierkonzert F-dur; Brahms: Sinfonie Nr. 2 D-dur. Der Solist des Abends ist Ferruccio Busoni. —

t. Eine internationale Ausstellung für Photographie wird im Frühjahr 1903 in Moskau veranstaltet werden. Die Ausstellung wird in sechs Abteilungen zerfallen: wissenschaftliche Photographie, künstlerische Photographie, Anwendung der Photographie zum Druck, Werke über Photographie, technische Anwendungen der Photographie und die Photographie in ihrer Eigenschaft als besonderes Gewerbe. —